

Suhrkamp

Galsan  
Tschinag  
Zwanzig  
und ein Tag

Roman

suhrkamp taschenbuch 2789

Nach längerer Zeit kehrt der deutsch schreibende mongolische Schriftsteller Galsan Tschinag in seine Heimat zurück. Seine Kinder und Eltern, seine Freunde und Verwandten begrüßen ihn und seine Frau. Zwanzig und einen Tag werden sie bleiben, und Galsan Tschinag läßt diese einundzwanzig Tage in seiner unnachahmlichen Art und Weise Revue passieren.

Er erzählt vom Leben in den Jurten der tuwinischen Nomaden, von den Traditionen dieser kleinen ethnischen Minderheit in der Mongolei. Er läßt den Leser teilhaben an Murmeltierjagden, an Tauf- und Todesfeiern in der Steppe, an den heiligen Zeremonien des Gebens und Nehmens in den Jurten. Galsan Tschinag zeigt uns, wie verwurzelt diese Menschen mit ihrer Heimat sind, wie sie sich auch den neuen Zeiten anpassen, zugleich aber den alten Lebensformen gehorchen.

Galsan Tschinag  
Zwanzig und ein Tag  
*Roman*

Suhrkamp

5. Auflage 2016

Erste Auflage 1998

suhrkamp taschenbuch 2789

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1995

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39289-8

## *Zwanzig und ein Tag*

Für Nordshmaa

# Der erste Tag

17. August

Espenkronen schlagen grell aus dem Gebüsch, Flügelschläge prasseln dumpf vom Himmel, und in dem Weiß, das von fernen Gletschern herüberschimmert, blinzelt ein Tupfen Gelb: Herbst.

Der Ort hat sich gewandelt. Ein zweistöckiges aschgraues Haus erhebt sich breit und schwer am Rande von flachen, kalkweißen und flechtenroten Bürobauten. Die Wohnhütten, die abseits zu beiden Seiten stehen, haben sich vermehrt. Sie sind nun in erkennbare Reihen getreten. Es gibt so etwas wie Straßen.

An den Jurten erkenne ich unseren Ail.

Wir biegen von der Steppenpiste ab, fahren auf die Jurten zu. Vater, der uns mit Aibora erwartet, macht zwei mühsame Schritte vorwärts. Das Auto fährt so dicht an sie heran, daß er zur Seite weicht, das Kind immer noch an der Hand, es hinter sich herziehend.

Vater schubst Aibora sanft: »Geh zu deinen Eltern.« Aber das Kind sträubt sich, zäh, gleich einem widerspenstigen Lamm, und als sie dann der Gewalt des Großvaters nicht mehr standhalten kann, springt sie vor, dreht sich aber rasch um, läuft zurück zur Jurte, reißt die Tür auf und ruft: »Geep galdy!«

Sie hat eine so helle, durchdringende Stimme, daß uns die Ohren fast schmerzen. Nordshmaa versteht unsere tuwinische Sprache nicht. Der Dolmetscher in mir nimmt seinen Dienst auf, erstmalig bin ich die Brücke zwischen meiner Frau und meiner Tochter.

»Sie sind da!«

»Hat sie das gesagt?«

»Ja.«

»Hat sie das wirklich gesagt?«

»Ja.«



Tränen füllen Nordshmaas Augen. Ich fühle ihr Zittern und denke, wie gut, daß sie mitgekommen ist.

Aibora kommt mit hohen Sprüngen zurück zu Großvater, springt ihn von der Seite an, schnappt nach seinem Gürtel, läßt ihn nicht los und bleibt mit eingezogenen Beinen daran hängen. Vater taumelt, macht ein verlegenes Gesicht: »Kind, was machst du bloß?«

Unter unseren Sohlen ist kein dröhnendes Eisen, kein klebender Gummi, auch kein stöhnender Asphalt mehr. Es ist kahler, staubiger Boden mit unzähligen kleinen runden Steinen, die violett schimmern und wund- und müdegetreten sein müssen von unzähligen Menschen und Tieren. Heimaterde!

Wir eilen auf die beiden zu. Vater kommt uns entgegen, verlegen und wacklig, denn Aibora klebt noch immer an seiner Seite. Kleine, dumme Zecke, denke ich, dein treues Roß, dein alter Großvater, kann dich nur mit letzter Mühe zu deinen Eltern tragen . . .

Aber da verwandelt sich die Zecke wieder in Aibora, läßt sich herabgleiten und verschwindet hinter der Jurte. Vater wendet sich Nordshmaa zu, beriecht sie lange. Dann hält er mir mit beiden Händen das Gesicht, zieht es zu sich und beriecht mich an den Backen. Ihm ist der Bart silberweiß geworden, und er besitzt den Geruch des Winds und des Schnupftabaks. So riechen alte Tuwinen. So riecht Vater, und das ist gut, sehr gut. Plötzlich hören wir Lärm, sehen eine kleine Staubwolke: Eine Kinderschar, sie hüpfen und rufen: »Geep galdy! Geep galdy!« Vielleicht sind es dreißig, vielleicht hundert. Wir begrüßen das Kindervolk. Wir beriechen eines nach dem anderen. Sie stehen unglaublich schüchtern, rotwangig und leise zitternd vor uns. Ihre Köpfe riechen nach Schweiß, Marmelade und vor allem nach Sonne. Die Kleinsten verstecken sich hinter den Größeren, einige reißen gar aus. Es gibt viele unbekannte Gesichter, die bekannten haben neue, noch bekanntere Züge angenommen, es ist eine werdende Welt.

Wir überlassen ihnen unser Gepäck, gehen zur Jurte der Eltern. Wie bei jeder Ankunft überkommt mich das seltsame Gefühl,

daß sie kleiner wurde, während ich größer geworden bin. Aber ich weiß, daß dies nicht wahr ist, denn die Jurte wird ihre siebenundsiebzig Dachstreben noch vollständig haben.

Mutter steht in der Jurtenmitte, mit dem blaßroten Gesicht alter, aufgeregter Menschen, Waantschi unter dem linken Arm, in der Art, wie man ein junges Lamm hält. Ich sehe, sie hat nach ihrem Stock gesucht und ihn nicht gefunden. Feuer brennt im Ofen, Tee kocht im Kessel, noch ohne Milch, Salz und Butter. Dampf steigt in die Sonnenstrahlen, die durch den Dachkranz in die Jurte hineinfluten: Der Himmel einer jeden Jurte beginnt im Kessel über ihrem Herd.

Ich sehe die aufgeregte alte Mutter, den dampfenden Kessel, den sonnendurchfluteten Dachkranz und den Halbkreis blaustrahlenden Himmels darüber und weiß endlich: Ich bin wieder zu Hause.

Mutter gibt uns Waantschi. Ihre Hände zittern, ihre bläulich umrandeten Greisinnenaugen schwimmen in hellen Tränen, sie sagt wieder und wieder: »Ej baj Aldajim!«

Waantschi ist größer, fester und gesammelter geworden seit ihn der Bruder zu den Großeltern mitgenommen hat. Seine Haare sind gewachsen, die zarte, weiße Babyhaut ist wetterbraun und -rauh geworden. In ihm erkenne ich mich wieder. Ein Kinderfoto gibt es von mir nicht, aber ich habe dieses wetterbraune, runde Gesicht mit den ernsten Augen und dem weichen Mund so oft gesehen: im Wasser, in der verzinnten Teekanne, in einem Glassplitter. So manches Mal habe ich mich vor ihm gefürchtet, und so manches Mal habe ich es bewundert und nach ihm gesucht – ich erkenne es wieder.

Stumm und still läßt er sich beriechen, sieht uns ins Gesicht mit fragendem Blick: wir wissen, zweiundfünfzig Tage sind lang gewesen.

Das Kindervolk trägt unser Gepäck herein, an jedem Gepäckstück hängen fünf, sechs Kinder; bald ist die Jurte überfüllt von einem Wald Kinder, die wie angepflanzt dastehen. Sie warten auf Geschenke, und das ist ihr gutes Recht.

Ich schnüre den Rucksack auf, er enthält zehn Kilo Bonbons.

Wir haben sie für die Kinder gekauft und emsig zusammengehamstert. Die Kinder empfangen die Gabe mit stummem Erwarten und leisem Zittern. Kaum verlassen die ersten die Jurte, stürmen neue herein. Schon ist der Rucksack halb leer. Den Kindern schließen sich die Frauen an. Aus dem Lawschaklatz der meisten lugt ein Babykopf heraus wie ein Känguruhkind aus dem Mutterbeutel. Sie alle begrüßen uns. Das Alter entscheidet, wer zuerst den Gruß ausspricht und wer wen beriecht. Der Jüngere beginnt, der Ältere erwidert und beriecht. Bei Gleichaltrigen unterschiedlichen Geschlechts genießt der Mann und gleichen Geschlechts jeweils der Angehörige der mütterlichen Seite das Recht des Älteren.

Wir grüßen und werden berochen. Wir werden begrüßt und beriechen. Von den Frauen geht der vermischte Geruch von Rohmilch, Gerbstaub und Murmeltier aus. Das ist der Geruch der tuwinischen Frau.

Tante Galdarak kommt. Sie sagt: »Liebe Leute, gebt uns den Weg frei, mein Baby ist eingeschlafen.« Sie trägt Aibora. Das Kind hat seine Arme um ihren Hals geschlungen, hält die Augen geschlossen. Die Tante steht gebückt und zwinkert mit den Augen. Die Frauen, die sich gleich stämmigen Lärchenstümpfen zwischen Tür und Herd niedergelassen haben, lassen sie vorbei. Wir grüßen sie, und sie beriecht uns.

Mutter schenkt Tee ein. Wir hätten uns endlich hinsetzen, Tee trinken und die Unterhaltung glücklich Wiedersehen Feiernder beginnen können. Aber was ist mit Aibora? Ich habe dreihundertachtzig Tage und Nächte auf den Augenblick gewartet, daß ich sie mir an die Brust drücken, küssen und beriechen würde. Und Nordshmaa hat darauf doppelt so lange gewartet, denn sie hatte sie vor zwei Jahren das letzte Mal gesehen.

Ich trete an den Vorhang und blicke durch die obere Spalte: Das Kind hält die Augen halb geschlossen und sieht durch die Wimpern, sie scheint angestrengt zu lauschen. Ich ziehe den Vorhang zurück, beuge mich über sie und flüstere: »Aiborasch-daj!« Sie schließt fest die Augen und beginnt hörbar zu schnarchen. Ich hebe sie hoch, drücke sie an die Brust, küsse ihre

Wange, berieche ihr Haar. Sie bleibt, wie sie war: schnarchend, mit geschlossenen Augen. Dann übergebe ich sie ihrer unbekanntem Mutter. Nordshmaa küßt und drückt sie und sagt dabei Koseworte, die die Mütter in der Stadt zu ihren Kindern zu sagen pflegen. Alle in der Jurte hören ihr gespannt zu. Da schreit Aibora auf einmal »Enej!« und versucht, mit allen Leibeskräften Nordshmaa zu entkommen. Bis die Großmutter hinkommt, entsteht ein großes Durcheinander, denn Nordshmaa hält das Kind fest, anstatt es schleunigst loszulassen. Sie versucht, Aibora klarzumachen, daß sie ihre Mutter sei.

Es sind die fremden Laute, die dem Kind angst machen. Sie sind für die scheuen, auf tuwinische Laute eingestellten Ohren kein kosender Muttergruß, sondern etwas Fremdes und Bedrohliches, und zu diesen werden sich auch die unbekanntem Gerüche gesellt haben, die von Nordshmaa ausgehen mußten: Kölnischwasser, Puder, Konserven, Kohleasche.

Aibora hat sich auf dem Schoß der Großmutter verkrochen und kann sich nicht beruhigen. Nordshmaa wirkt enttäuscht, streichelt Waantschi die Haare, der stumm und ergeben an ihr klebt. Die Frauen schweigen, halten die Schalen zwischen drei Fingern, schlürfen dampfend heißen Tee. Die Babys, die gleich Känguruhkindern aus dem Lawschaklatz herauslugen, saugen an der Mutterbrust oder lutschen Bonbons. Es herrscht Ruhe in der Jurte.

Nach der ersten Schale Tee beginnt ein Gespräch, das sich zunächst um Aibora dreht. Wir hören, daß sie die letzte Nacht fast mit sehenden Augen verbracht und immer wieder gefragt hat, wann wir denn kämen. Und daß sie vorhin zu ihren Tante gesagt hat: »Liebe Galyi, bringe mich zu meiner Großmutter Bett und zieh den Vorhang gut zu, ich möchte so schlafen!« Die Heldin dieser Geschichten schluchzt nicht mehr, wird aufmerksam. Ihr Blick scheint zu sagen: Ihr tut mir unrecht.

Es hat einen schönen Sommer gegeben, wird berichtet. Viel Regen und wenig Wind, gutes dichtes Gras, das langsam, aber unaufhaltsam wuchs. Das Vieh hat zur rechten Zeit Fett angesetzt, und das Murmeltier ist um ganze zehn Tage früher jagdreif

geworden. Es hat keine Krankheiten gegeben, seit dem ersten Grün hat nicht ein Kind gehustet, und es ist auch nicht einem Greis schwindlig geworden.

Aber der Winter ist hart gewesen. Es hat Schneestürme auf Schneestürme gegeben, die eine Menge Vieh vergruben. Es hat auch die Masern gegeben, und daran sind drei Kinder gestorben.

Im Laufe des Jahres sind in den verwandten und verschwägerten Ails dreizehn Kinder geboren worden, drei Jungen und vier Mädchen haben geheiratet, zwei haben Medaillen bekommen, einer ist ausgewandert mit Frau und sieben Kindern, es hat keine Scheidung gegeben und keinen Gerichtsprozeß.

Das ist der Jahresbericht, den ich jedesmal höre, wenn ich wieder zu Hause bin.

Der Kessel leert sich, die Frauen gehen. Die Männer sind noch den Murmeltieren auf der Spur. Vater ist zu alt für die Jagd. Wir packen die Koffer und Pakete aus. Waantschi arbeitet mit. Aibora gleitet von Großmutter herunter, kommt näher und schaut dem Tun und Trachten des Bruders aus einiger Entfernung zu. Ich sage: »Nehmt, was ihr wollt.«

Die Kinder trauen sich nicht. Mutter muß sich einmischen, redet Aibora Mut zu und fragt sie, was ihr von all den Sachen am besten gefällt. Aibora zeigt stumm auf einen Schnuller. Also ist von allem Schönen und Schmucken, was die Koffer enthalten, der Schnuller das Wichtigste für sie? Das ist verständlich, denn ab dem vierten Monat ihres Daseins hat der Schnuller für sie die Stelle der Mutterbrust angenommen. Das gleiche tut auch Waantschi, der nie ein ernsthaftes Schnullerkind gewesen ist. Für ihn ist Aibora, die große Schwester, Vorbild.

Beide Kinder sehen sich an, kichern und hüpfen. Wir machen uns wieder an die Arbeit. Die Eltern rücken näher, schauen uns über die Schultern. Immer wieder stoßen sie einander, stöhnen vor Staunen. Wir lächeln uns an und sind stolz, als hätten wir alles Schöne dieser Welt über die Schwelle der Vaterjurte geschleppt.

Wir holen die Geschenke heraus, die wir für die Eltern mitge-

bracht haben: für Vater eine große Flasche Rum und einen Sommerhut und für die Mutter einen Zwergofen mit Zubehör. Erst händigen wir Vater seine Sachen aus. Vater, neunundsechzig Jahre alt, wird verlegen wie ein kleiner Junge, streichelt die Flasche und den Hut mit zittriger Hand und sagt: »Hootschun! Sieh doch, was mir meine Kinder mitgebracht haben!«

Dann händigen wir Mutter den Ofen aus, der nicht viel größer ist als ein großer Weißkrautkopf und in dem Platz finden: zwei Rohre, ein Kessel mit Deckel, ein Dampfer, eine Kelle, eine Feuerzange und eine Aschenschaufel. »Für mich oder für Aibora?« ruft Mutter erschrocken aus.

»Unseretwegen für euch alle. Kochen und spielen könnte ihr damit gleichzeitig.« Die Kinder stürzen sich auf den Zwergofen.

»Aschgyjak!« ruft Mutter: »Sieh nun du mal, was mir meine Kinder gebracht haben!« Vater besieht die Sachen, schüttelt den Kopf und schnalzt mit der Zunge. »Wir machen darin gleich ein Feuer!«

Dann ist die Jurte wieder überfüllt. Diesmal ist es Aibora, die die anderen herbeiholt. Sie läuft von Jurte zu Jurte: »Kommt und seht, was uns Dshjuguwaa agamnaj mitgebracht haben!«

Der Zwergofen steht auf dem großen Ofen, Tee brodeln in dem Zwergkessel. Mutter gießt Milch hinein und erzählt stolz: »Feuern kann man das Ding mit Papierfetzen und Sägespänen. Verschätzt es mir aber deswegen nicht: Es gibt euch, wie ihr selber seht, eine Kanne Tee im Nu. Und wie der schmeckt, werden wir gleich sehen!«

Alle trinken den Tee und blicken mit erstauntem Lächeln auf das Wunderding.

»Bleibt noch sitzen, liebe Leute«, sagt Vater und holt die Rumflasche und beginnt auszuschenken. Alle Blicke richten sich auf ihn und verfolgen das wandernde Glas, das jedesmal ausgetrunken zu Vater zurückgeht. Ja, die tuwinischen Frauen trinken gern einen Schluck Bitteres, und darin unterscheiden sie sich von ihren kasachischen und mongolischen Nachbarinnen. Man trinkt seinen Anteil und schüttelt sich. Man verfällt in Schwei-

gen. Ruhe ist in der Jurte. Hoch über dem Dachkreuz ziehen Rotgänse vorbei.

Die Flasche wird halb leer getrunken. Der Rest bleibt für die Jäger. Mutter ordnet an, daß wir zu unserem ersten Besuch gehen. Er gilt dem Homdu, unserem großen, mütterlichen Fluß. »Sprecht zuerst den Gruß aus, kostet darauf vom Wasser und wascht euch damit Kopf und Glieder!« sagt sie.

Aibora geht an meiner Hand, und Nordshmaa trägt Waantschi auf dem Rücken. Die Kinderschar folgt uns. Die größeren tragen die kleineren auf dem Rücken oder führen sie an der Hand.

Kasachen begegnen uns unterwegs. Ich kenne sie, tausche mit ihnen Grüße in ihrer Sprache, einige geben mir die Hand und verwickeln mich in eine kleine Unterhaltung.

Der Fluß ist stark zurückgegangen, das Flußbett liegt entblößt bis auf das violett schimmernde, tönende Geröll. Ich falle auf die Knie und spreche: »Sei begrüßt, mütterliche Schwester! Ich bin Sohn des Schynykbaj und bin zurück. Das sind meine Kinder, du wirst sie kennen, denn sie sind jeden Tag hier, und das ist ihre Mutter!«

Das Wasser ist klar und weich, es schmeckt mild, nach tauendem Schnee. Obwohl der Strom an den Haaren gewaltig zerrt und steigenden Schwindel in den Kopf jagt, spüren wir die Zärte der Schwester, die in dem Fluß wohnt. Wir wollen sie nicht sogleich wieder verlassen, bleiben auf einem Uferstein sitzen, die Füße im Wasser. Die Kinder hocken auf der Uferwiese, bilden einen Kreis und spielen.

»Dshjuguwaa aga!« ruft Aibora herüber.

»Was ist?«

»Kinder dürfen nicht ins Wasser gehen, stimmt das?«

»Ja, Aibora. Kinder dürfen nicht ins Wasser gehen.«

Der Name Homdu kommt von hobdug – gefährlich. Die Schwester, die so wohlthätig und großzügig ist, birgt in sich auch Gefahr. Im Frühsommer, wenn der Gebirgsschnee taut und die großen Regen fallen, werden selbst die Ufer überschwemmt. Da schäumt und kracht das Wasser, und so mancher schwere,

große Yakbulle wird weggeschwemmt wie ein winziger Holzspan.

Schwärme von Enten und Gänsen ziehen über das Weiden- und Birkengebüsch. Hier hören wir die Flügelschläge nicht, das Gepolter der Fluten, die in den Gletschern geboren sind, ertönt alles.

Unsere Haare trocknen. Wir stehen auf, schauen dankbar auf den Fluß. Dann gehen wir nach Hause.

Kühe kommen von der Weide zurück. Wenn die erste stehenbleibt, bleibt die ganze Herde stehen, und wenn jene muht, muhen alle. Alte Kasachen stehen vor ihren Jurten und beten zu der untergehenden Sonne. Dabei nehmen sie uns wahr, und in der Pause des Gebetes ruft einer zu dem anderen: »Dem Tschy-nykbaj ist sein Sohn wieder da, und diesmal sogar mit Frau und Kindern!« Ihm wird geantwortet: »Oho! Sein Jüngster ist wieder da? Aber was für einer bist du, der du nicht weißt, daß die Kinder seit langem hier sind?« Und der Ruf ertönt wieder aus einem anderen Ende: »So? Aber er ist ja dein Tamyр, und daher mußt du es ja auch besser wissen.«

Frauen treten aus den Jurten heraus. Wir werden ausgiebig beschaut, und in ihrem Blick erhasche ich die Begutachtung, die meiner Frau gilt: Ja, schön und doch bescheiden!

Unsere Jurte finden wir mit einem stechenden Wohlgeruch wieder. Eine schwerbeladene Schüssel steht auf dem flachen Eßtisch und dampft. Vater sitzt dabei, Zwiebeln schälend, und Mutter zündet eine Kerze an.

Unter der Fleischmasse erkenne ich einzelne Stücke: »Woher habt ihr die Yakrippen, jetzt im Herbst?«

»Sie sind vom vergangenen Winter, wir haben sie für euch aufbewahrt.«

Ich esse mit Begeisterung und stecke damit alle an, selbst Nordshmaa, die abends so gut wie kein Fleisch ißt. Die Eltern sehen uns ermunternd zu.

Eine alte Kasachin tritt herein. Ich kenne sie nicht, aber sie kommt auf uns zu und begrüßt uns mit der echt kasachischen Umständlichkeit. Ich erwidere ihren Gruß und sage: »Zürne



nicht, Mutter, daß wir dir weder die Hände noch die Backen geben können. Du siehst, sie sind fettig.«

»Klar«, sagt sie und legt auf den Tisch ein Bündel und hockt sich nieder. Die Eltern kennen sie. Sie ist die Frau ihres Tamyr und hat uns Salemdele gebracht.

Die alte Frau schlürft Tee, lutscht Bonbons und erzählt von ihren Altersbeschwerden. Zähne hat sie keine mehr und kann kein Fleisch essen.

Zu Nordshmaa sage ich: »Die Sitte fordert, daß du den Inhalt des Bündels nimmst und in das Tuch eine Kleinigkeit einbindest und es ihr zurückgibst.«

Später liegen wir auf unserem Nachtlager, zwischen uns die Kinder, über uns der Mondschein.

Nordshmaa zählt die Sterne, die hoch über dem Dachkranz leuchten. Ich lausche in die Herbstnachtstille hinaus und registriere durch die dünne Filzwand jedes Geräusch. Ich höre, wie die Schafe und Ziegen wiederkäuen und verfolge den Flug einer Fledermaus. Ich fühle am Gesicht den Windhauch und ziehe den Mischgeruch ein, der von diesem Windhauch und dem Haar der friedlich schnaubenden Aibora ausgeht.

Ich denke nach und sage: »Vater!«

Es bleibt still.

Mutter antwortet: »Was ist?«

»Diesmal hat es genau dreihundertachtzig Tage gedauert.«

»So?« sagt Mutter und scheint innezuhalten. Und dann sagt sie:

»Ej, baj Aldajm!«

Ja, denke ich, reicher, großer Altai. Es lohnt sich, die Bürden zu tragen, die von dir kommen . . .

Nordshmaa streichelt mein Gesicht. Ich halte inne, ich muß die letzten Worte gesprochen haben.

## Der zweite Tag

18. August

Zuerst sehe ich den Himmel. Er ist sehr hoch und blau. Dann sehe ich den Dachkranz, dann die Dachstangen, an denen das Sonnenlicht klebt wie ein feuerrotes Tuch, und dann die Kinder und Nordshmaa, die schlafen, und mir fällt ein, daß ich wieder zu Hause bin.

Ich trete aus der Jurte hinaus, barfuß, und sehe die Eltern inmitten einer Kinderschar vor dem Zwergofen hocken. Mutter feuert ihn mit Holzspänen und Dungkrümeln, und alle Augen sind auf das Feuer gerichtet. Unbemerkt schleiche ich mich davon.

Ein paar Schritte stromaufwärts entdecke ich Tante Galdarak. Sie sitzt auf einem Stein und raucht. Neben ihr stehen zwei Wassereimer.

»Hast du es eilig?« frage ich, bei ihr ankommend.

»Galdarak und es eilig haben?« lacht sie schallend.

Ich knie nieder und halte den Kopf in den Fluß, bis er mir zu schmerzen beginnt. Das Wasser ist eiskalt, und der Strom entreißt mir die Schläfrigkeit endgültig.

Ich setze mich zu Galyi und sage: »Herbst.«

»Ja, Herbst«, sagt sie und fügt nach geraumer Zeit hinzu: »Ein jeder muß das Überflüssige von sich wieder abwerfen.«

Das ist sie.

Tante Galdarak oder Galyi, wie wir sie in der Großverwandtschaft nennen, ist nicht nur lang, sondern auch gertenschlank, hat ein helles, ovales Gesicht mit einer hohen Stirn und einem Paar brauner Augen, und so wie sie ist, fehlen ihr die Schönheitsmerkmale, die den Tuwinen gefallen. Denn man mißt hierzulande die Frauen an einer Prinzessin, die

einen Körper gleich einem Gögeer  
ein Gesicht gleich einem Teller

und Augen schwarz wie Kohle  
und Wangen rot wie Blut

hat. Diese Märchenprinzessin ist makellos schön, und darum sind auch achtzig Recken bereit, ihretwegen zu sterben. Für Galyi wollte kein Mann sterben. Kein Mann begehrte sie. Sie blieb mannlos, seitdem sie von einem gewissen Taiwan, dem man sie zur Frau gab, im Stich gelassen wurde. Als ihr der Ehemann weglief, war sie vierundzwanzig Jahre alt. In den dreißig Jahren, die seitdem ins Land gegangen, fand sich kein Mann, der um sie warb.

Als die Genossenschaft gegründet wurde, hatte man sie nicht vorgesehen. Das geschah im Herbst. Im Sommer darauf suchte Galyi die Dargas auf: »Darf ich eurer Genossenschaft beitreten?« Man sagte zwar nicht nein, aber sie sah wohl, daß man nicht gerade begeistert war: »Was ist? Wenn ihr denkt, ich habe einen zu reichen Vater gehabt, als daß ich eurer Genossenschaft beitreten dürfte, so sagt es gleich, und ich gehe.«

»Nein«, hieß es darauf, »es geht darum, daß hier jeder arbeiten muß.«

Sie bat sie um hundert Stück Rohhäute, sie würde sie im Herbst weich gegerbt zurückbringen, und dann würde man sehen können, ob sie gearbeitet hat oder nicht.

Die Dargas sahen sich an. Niemand hatte Häute für die Genossenschaft gerben wollen, weil es nicht gut bezahlt wurde. Dann gaben sie ihr dreißig Zickleinhäute. Zehn Tage später erschien die Frau wieder, die Felle weich wie Samt. Die Dargas gaben ihr die Hand. »Was ist?« war die verdutzte Frage.

»Die Leitung der Genossenschaft ›Lichter Weg‹ gratuliert ihrem jüngsten Mitglied«, lautete die Antwort.

Galyi brauchte kein Vieh abzugeben, weil sie nur eine Stute, zwei Yakkühe und zwei Stiere besaß. Die Stute fehlte jahrein, jahraus, aber sie verschenkte das Fohlen jedesmal.

Die Yakkühe kalbten jedes Jahr, und trotzdem wurde die Herde nicht größer, immer kamen die Kälber irgendwie weg: Mal kreperten sie im Winter aus Futtermangel, mal wurden sie gegen ein alterndes Tier zum Schlachten getauscht. Die beiden

Stiere, rosa wie rohe Lunge, waren Zwillinge. Sie verbrachten den ersten Winter in der Jurte. Dabei wurden sie nicht angebunden, spazierten wie Kinder frei in der Jurte herum, fraßen alles weg, was sie gerade fanden: Hirse, zerklopfte Knochen, getrocknete Pferdeäpfel, Salz, Reste vom Essen. Und sie waren keine Kälber mehr, als die Erde wieder auftaute und sie ins Freie gingen. Die Stiere wurden groß wie die Jurte. Im Frühjahr, als Mensch und Tier Ak Hem, das windgeschützte und grasbewachsene Tal, verließen, blieb allein Tantes Jurte zurück. Bis Vater mit drei Kamelen zurückritt, um Galyi samt Jurte und Vieh zu holen, dauerte es eine knappe Woche. In dieser Zeit ritten wir jeden Morgen den Nordhang des Harlyg Haaraikan hinauf. Wir suchten durch das Fernglas nach dem Winterlager unserer Verwandten. Wir fanden es und sahen am Rande der von der Sonne blaugeschienenen Holzhütten drei rosa Flecken. Welcher von ihnen die Jurte war, konnten wir nicht gleich erkennen, denn alle drei waren gleich groß und gleich rosa. Am späten Nachmittag des vierten Tages, nachdem Vater mit den Kamelen zurückgeritten war, kam das Züglein an: Galyi auf der tragenden Stute, hinter ihr die drei beladenen Kamele, auf dem ersten die kleine Dolgur, die kleine Tochter, auf dem letzten der spitze Ofen, hinter den Kamelen die kleine Herde: die beiden Stiere und die beiden Kühe, und hinter diesen Vater. Wir rannten dem Zug entgegen, fragten Galyi, ob sie sich gefürchtet habe. Sie lachte laut: »Wovor denn?«

Die rosa Stiere sind nicht geblieben, vieles ist nicht geblieben. Geblieben ist das Bild: die drei rosa Flecken hinter der strömenden und rauchenden Luft.

Zur rechten Hand die Sonne, Wärme; zur linken den Fluß, Kühle – ich spüre keine Lust aufzustehen.

»Was hast du, Galyi, noch an Vieh?« frage ich.

»Zwei Kühe mit Kälbern und eine Stute mit Fohlen.«

»Hast du diesmal das Fohlen nicht weggeschenkt?«

»Das wird Galdarak noch tun.«

»Wem?«